

Reinhard Lindenhahn

*„Alles, was ist,
ist um seiner selbst willen da“*

Die letzten Jahre Georg Büchners

ROMANBIOGRAFIE



Südverlag



Reinhard Lindenhahn, Jg. 1952, Studium in Tübingen. 38 Jahre Tätigkeit im gymnasialen Schuldienst, langjährige Ausbildung von Lehrkräften im Fach Deutsch, mehrjähriger Lehrauftrag für Didaktik und Methodik im Fach Deutsch an der Universität Konstanz, Mitgliedschaft in der Abiturkommission Deutsch des Landes Baden-Württemberg. Autor und Herausgeber zahlreicher Publikationen.



Umschlagabbildung: akg-images (Georg Büchner: AKG122164 / Zürich: AKG1133546)
Umschlagrückseite, Zitat: Aus dem Nachruf auf Georg Büchner von Wilhelm Schulz in der *Zürcher Zeitung* vom 23. 2. 1837
Umschlaggestaltung: nalbach typografik Silke Nalbach, Mannheim

»Große Hoffnungen ruhten auf ihm, und so reich war er mit Gaben ausgestattet, dass er selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen haben würde.«



Rastlos ist er und unermüdlich, ein genialer Geist mit unstillbarer Wissbegier: Georg Büchner (1813–1837). Für politische Freiheiten und gegen Unterdrückung macht sich der junge Visionär stark. Er brennt für die Medizin, die Philosophie und bringt nicht zuletzt literarische Werke zu Papier, die ihn als Dichter unsterblich machen werden. Wie seine Figuren Woyzeck, Danton und Lenz ist Büchner ein Getriebener, ein Verfolgter – und ein Liebender: Die kluge, anmutige Minna gibt ihm Kraft, ein Leben mit ihr erscheint ihm als Erfüllung seiner Träume. Doch im Februar 1837 erkrankt er schwer ...



 Südverlag

ISBN 978-3-87800-153-9



9 783878 001539



»Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da«
Die letzten Jahre Georg Büchners

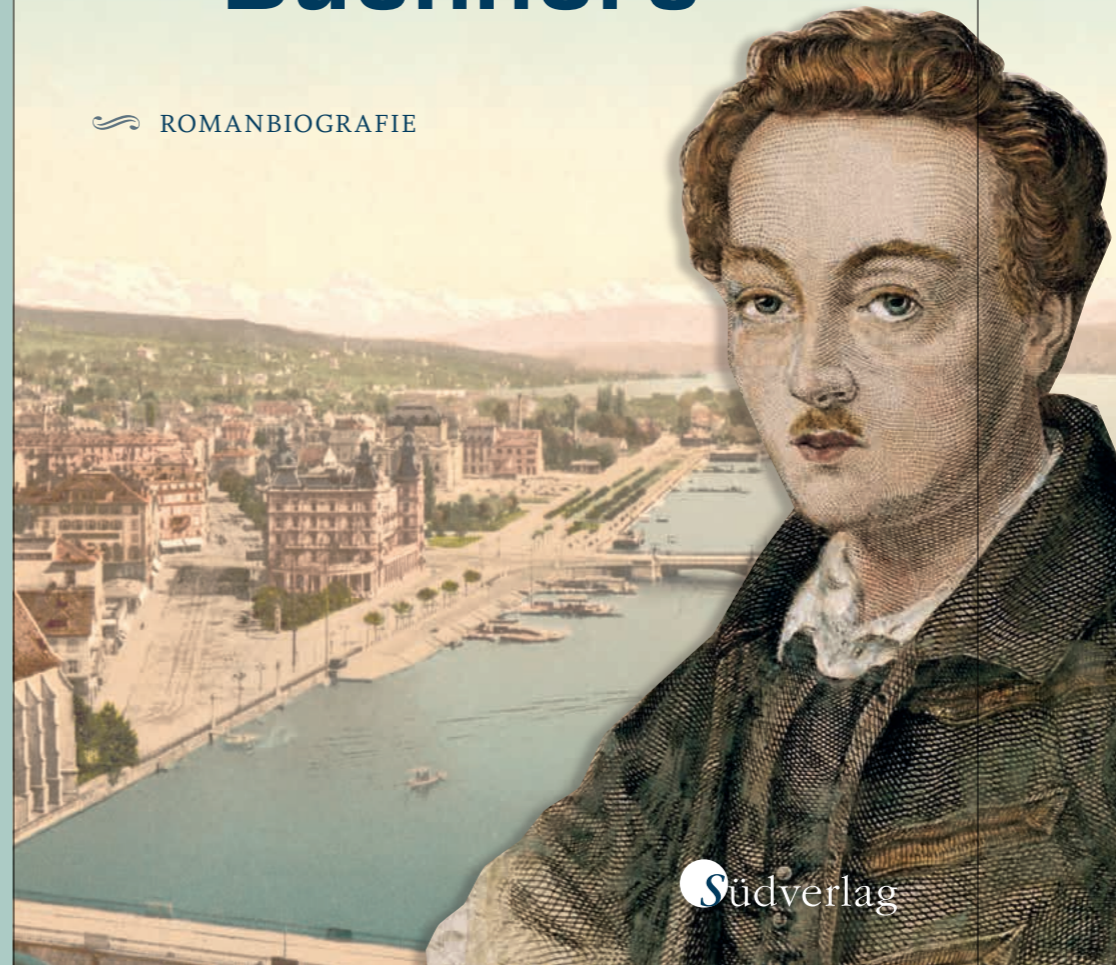
Reinhard Lindenhahn

Reinhard Lindenhahn

»Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da«

Die letzten Jahre Georg Büchners

ROMANBIOGRAFIE



 Südverlag

Straßburg, Anfang 1833: Der 19-jährige Medizinstudent Georg Büchner hört vom Fall des arbeitslosen Friseurs Woyzeck, der als Mörder an seiner Geliebten hingerichtet wurde. Und Büchner fragt sich unwillkürlich: Was ist das, was in uns lügt, stiehlt und mordet? Für politische Freiheiten macht sich der junge Visionär stark, gegen Unterdrückung und wider die Anpassung. Im Großherzogtum Hessen gerät Büchner ins Fadenkreuz der Demagogenverfolgung, flieht und kehrt ins Elsass zurück, bis er einen Ruf an die Züricher Universität erhält. Rastlos ist er und unermüdlich, ein genialer Geist mit unstillbarer Wissbegier. Er brennt für die Forschung, für die Philosophie und bringt nicht zuletzt literarische Werke zu Papier, die ihn als Dichter unsterblich machen werden. Dabei zehren Anspannung und Erschöpfung zunehmend an ihm. Wie seine Figuren Woyzeck, Danton und Lenz ist Büchner ein Getriebener, ein Gejagter – und ein Liebender: Ein Leben an der Seite der klugen, anmutigen Minna erscheint ihm als Erfüllung seiner Träume. Das Schicksal aber meint es nicht gut mit ihm ...



Reinhard Lindenhahn

*»Alles, was ist,
ist um seiner selbst willen da«*

Die letzten Jahre
**Georg
Büchners**

 ROMANBIOGRAFIE

 Südverlag

Für Marcia



Inhalt



I. DIE HINRICHTUNG · STRASSBURG, FRÜHJAHR 1833	... 7
II. PFARRER JAEGLÉ UND MINNA STRASSBURG, FRÜHJAHR 1833	... 15
III. POLITISCHE DISKURSE UND NATURGENUSS STRASSBURG, SOMMER 1833	... 30
IV. RÜCKKEHR NACH HESSEN STRASSBURG/DARMSTADT, SOMMER 1833	... 44
V. DAS MEDIZINSTUDIUM UND DER WERT DES MENSCHEN · GIESSEN, HERBST 1833	... 55
VI. WIDER DIE ANPASSUNG DARMSTADT/GIESSEN, ANFANG 1834	... 62
VII. IM FADENKREUZ DER DEMAGOGENVERFOLGUNG HESSEN, SOMMER 1834	... 68
VIII. BESUCH VON MINNA DARMSTADT, SEPTEMBER 1834	... 76
IX. DER ZUSAMMENHANG VON GEIST UND MATERIE DARMSTADT, HERBST 1834	... 84

X. DIE UNAUSWEICHLICHE FLUCHT HESSEN/PFALZ/STRASSBURG, JANUAR BIS MÄRZ 1835	... 97
XI. ALS »JACQUES LUTZIUS« IN TRÜGERISCHER SICHERHEIT · STRASSBURG, FRÜHJAHR 1835	... 112
XII. LENZ UND DIE VERGLEICHENDE ANATOMIE STRASSBURG, SOMMER/HERBST 1835	... 119
XIII. UNTERSUCHUNGEN ZUM NERVENSYSTEM DER BARBEN · STRASSBURG, ENDE 1835 BIS MAI 1836	... 130
XIV. WIEDERSEHEN MIT MUTTER UND SCHWESTER STRASSBURG, AUGUST 1836	... 139
XV. BÜCHNERS IDEEN ZU »WOYZECK« STRASSBURG, OKTOBER 1836	... 149
XVI. AUFBRUCH IN EINE NEUE HEIMAT ELSASS/ZÜRICH, OKTOBER BIS DEZEMBER 1836	... 157
XVII. DIE KRISE ZUM JAHRESWECHSEL ZÜRICH, DEZEMBER 1836/JANUAR 1837	... 166
XVIII. DAS TODESURTEIL ZÜRICH, JANUAR/FEBRUAR 1837	... 173
ANHANG	... 180
Zeittafel	... 182
Anmerkungen	... 187
Quellennachweise	... 188
Literaturhinweise	... 190

I. Die Hinrichtung

STRASSBURG, FRÜHJAHR 1833



Die Menschen standen dicht an dicht. Schon vor Stunden waren die ersten zum Marktplatz geströmt, um sich einen guten Platz zu sichern. Die Fenster und Balkone der umstehenden Bürgerhäuser Leipzigs waren dicht belagert, die eilends aufgebauten Tribünen restlos besetzt. Nicht wenige Hausbesitzer hatten bereits lange vorher Freunde und Bekannte eingeladen, um des Schauspiels von prominenter Stelle aus teilhaftig werden zu können. Selbstverständlich hatten die Kinder schulfrei bekommen und nun zwängten sie sich nach vorn durch die Reihen. Nicht selten gab es Streit und gar Ohrfeigen, wenn sie allzu forsch drängelten. Die Augustsonne brannte unbarmherzig auf die brodelnde Menge, deren vielfältige Ausdünstungen schon bald schier unerträglich wurden.

Als es auf die Mittagsstunde zuzug, schwoll das Raunen der gut 5000 Menschen an, und es erschallten die ersten ungeduldi- gen Rufe, dass das Spektakel doch endlich beginnen solle. Doch noch umstanden nur etwa fünfzig Kürassiere das hohe hölzerne Podest in der Mitte des Platzes, auf welches einige roh gezimmer- te Stufen führten, und hielten Ordnung.

Pünktlich zur Mittagsstunde waren Trommeln zu hören, und Soldaten marschierten auf, hinter denen sich die Honoratioren

der Stadt eingereiht hatten, die bald schon die vordersten Plätze einnahmen. In ihrer Mitte verdeckten die Uniformierten fast einen kleinen, spindeldürren und schlecht gekleideten Mann. Sein kurz geschnittenes, lockiges Haar mündete in zwei lange Koteletten, die ein ebenmäßiges, ja freundliches Gesicht einrahmten. Die Augen des Mannes schauten angstvoll und flackernd mal auf die nun tobende und schreiende Menge, mal auf das Blutgerüst, das sich mit jedem seiner Schritte höher vor ihm auftürmte. Seine Züge verzerrten sich kurz, als er die ersten Stufen des Schafotts bestieg und die Stimme des Geistlichen hinter ihm lauter und lauter wurde. Aber dann ging er mit viel Ruhe allein auf das Schafott, kniete nieder und betete fast schreiend in seiner Angst und in der vagen Zuversicht, doch noch begnadigt zu werden. Wiederholt dankte er Gott und formulierte stockend die Hoffnung auf Vergebung seiner Sünden. Schließlich beruhigte er sich etwas und endete mit den Worten: »Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Dir leb ich, dir sterb ich, dein bin ich tot und lebendig. Amen. Herr, hilf! Herr, lass es wohl gelingen!«

Dann band er sich das Halstuch selbst ab, setzte sich auf den Stuhl und rückte ihn zurecht. Drei Männer erhoben sich auf der Plattform. Ihre Gesichter und Häupter waren gänzlich von roten Masken bedeckt. Einer von ihnen hielt ein riesiges Richtschwert in den Händen. Die beiden Schergen hielten den Delinquenten mit Seilen fest. Die Trommeln schwollen an, der Henker holte weit aus und trennte mit einem gewaltigen Hieb das Haupt des Sitzenden vom Körper. Der Schlag war so kunstvoll ausgeführt, dass das breite Richtschwert mitten im Hals zu liegen kam und der Kopf mit starren, vor Entsetzen geweiteten Augen und geöffnetem Mund gleichsam auf dem Eisen zu ruhen schien, bis der Scharfrichter das Schwert wendete und der Kopf herabfiel, wo er

sofort von einem der beiden Henkersknechte aufgenommen und, Blut tropfend, der johlenden und begeistert applaudierenden Menge präsentiert wurde. Sogleich öffnete sich eine Falltür, wo der Körper hinabgestürzt wurde, der bis dahin, noch ohne eine Bewegung gemacht zu haben, auf dem Stuhl gesessen hatte.

Dann sprach der Geistliche überlaut ein letztes »Gott sei seiner sündigen Seele gnädig!« und verbeugte sich mit gefalteten Händen vor der Menge, die sich alsbald verlief und wieder ihrer alltäglichen Arbeit nachging.

Gedankenvoll legte Büchner die Beschreibung eines Augenzeugen beiseite. Der Hingerichtete war ein gewisser Johann Christian Woyzeck gewesen, ein arbeitsloser Friseur, früher Soldat, der im Jahr 1821 aus Eifersucht seine Geliebte ermordet hatte. Der Fall hatte jahrelang für großes Aufsehen gesorgt. Zahlreiche Gutachten und Eingaben hatten sich mit der Frage nach der Zurechnungsfähigkeit Woyzecks zum Zeitpunkt der Tat beschäftigt. Allein die Tatsache, dass Derartiges eine Rolle in der Strafgerichtsordnung zu spielen begann, war außerordentlich und recht neu.

Büchner begann, sich für die Thematik zu interessieren, und er nahm sich vor, mehr über den Fall Woyzeck zu lesen, sobald er Zeit dafür fand. Er war sich völlig bewusst, dass ein Prozess wie dieser nicht nur eine psychologische Komponente hatte, sondern auch vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte und der aktuellen Verhältnisse zu sehen war, denn gewiss waren derlei Spektakel geeignet, das Volk von seiner Unterdrückung abzulenken und gleichzeitig unbemerkt einzuschüchtern. Und gewiss hatte auch der Klerus wieder einmal maßgeblichen Anteil daran, den Menschen die Augen verschlossen zu halten. Brot und Spiele brauchte

der Maulaffe Volk, um seine zu eng geschnürte Wickelschnur vergessen zu machen, und wenn die »Spiele« eindrücklich genug waren, durfte es ruhig an Brot fehlen. Dieses Volk war zu unreif, um die Verhältnisse zu ändern, so viel stand fest. Wenn aber Abhilfe geschaffen werden wollte, so ging das eben nur mit Gewalt. Das aber bedeutete gleichzeitig Totschlag, vielleicht gar Mord – an Unterdrückern zwar, aber wo die Notwehr aufhörte, fing der Mord an. War das letztendlich nicht also doch dem Mord vergleichbar, den Woyzeck begangen hatte und aufgrund dessen er zum Tode verurteilt worden war? War Mord nicht gleich Mord, aus welchen Motiven auch immer?

Büchner wurde sich jetzt erst seiner rasenden Kopfschmerzen bewusst. Seit Tagen hatten sie ihn verfolgt, zusammen mit heftigem Fieber. Ein dumpfes Brüten ergriff die Herrschaft über ihn. Arbeiten war ihm gänzlich unmöglich, er fühlte sich im Innersten zerrüttet.

Vorsichtig erhob er sich und trat ins Freie. Die warme Frühlingssonne tat ihm wohl. Er ging am Ufer der Ill entlang einen Weg, den er liebte und den er oft schon genommen hatte. Links von ihm war der Fluss, an dessen Ufer hier und da, zwischen Schilf versteckt, alte Boote lagen. Wie an jedem Fluss, der eine größere Stadt durchquerte, roch es stark nach Abwässern, schmutziger Schaum sammelte sich zwischen Rohrkolben und nur ein paar Ratten tummelten sich in Ufernähe. Aber je weiter Büchner wanderte, desto mehr nahm die Bebauung ab und die Natur fand wieder zu sich selbst. Die schönen Fachwerkhäuser der gehobenen Bürgerschaft machten einigen armseligen Hütten Platz und auf grün gewordenen Wiesen grasten Kühe. Bauern bestellten ihre Felder; schwitzend pressten sie den Pflug in den

harten Boden und fluchten, wenn der vor den Pflug gespannte Ochse wieder einmal stehen blieb.

Eine Weile schaute Büchner zu und dachte daran, dass ein Gutteil der Frucht, die die Bauern erarbeiteten, in den faulen Mägen der Adligen landete. Er lauschte dem Gesang der Lerchen, in den sich das muntere Gezwitscher frecher Spatzen mischte, die auf den Feldern nach Körnern suchten. In ihrem typischen Flatterflug flogen zwei Kiebitze über ihn hinweg, vermutlich auf der Suche nach einem geeigneten Brutplatz. In dem Schlehengebüsch entlang des Weges spießte ein Neuntöter eine junge Maus auf einen Dorn, ein Bienenfresser hatte sein Opfer noch im Schnabel. Auch hier, dachte Büchner, war alles ein Werden und Vergehen. Das Überleben der einen kostete andere die Existenz. Er schritt jetzt kräftig aus und der stechende Kopfschmerz begann nachzulassen. Der weiche Duft des Frühlings ergriff und beruhigte ihn.

Immer weiter entfernte er sich von der Stadt und gelangte schließlich an einen Seitenarm der Ill, in dessen Nähe sich einige kleinere Teiche fanden, an denen er sich oft und gerne aufhielt. Wie vieles gab es hier doch zu sehen! Die ersten Schmetterlinge tanzten um die Blüten, hier ein Admiral, dort gar ein Schillerfalter. Bunte, verschiedenartige Libellen schossen wie farbige Pfeile über den stillen, dunklen Teich, in dessen glatter Oberfläche sich die Bäume und Sträucher in ihrem jungen Grün spiegelten. Nur ab und zu wurde der Spiegel von kleinen Wellen gewölbt, wenn vom Schilf bestandenen Ufer aus ein Teichfrosch ins Wasser hüpfte. Auch die Seerosen bewegten sich dann leicht, und Büchner schien es, als wollten sie mit ihrer Schönheit verdecken, was verborgen in der Tiefe des Wassers schwamm.

Das Quaken der Frösche vermischte sich mit dem sonoren Knurren der Kröten und Unken, wurde weiter untermalt von einem vielgestaltigen Lied der Grillen und Zikaden. Immer wieder tauchten nach Luft schnappende Molche auf, und Büchner verwendete einige Aufmerksamkeit darauf, ihre Arten zu unterscheiden und zu beobachten, wie lange sie jeweils unter Wasser blieben. Im Flachwasser der Uferzone konnte er bisweilen kleine Fische und Libellenlarven ausmachen. Das Zusammenwirken dieser fast unendlichen Vielfalt faszinierte ihn sehr.

Als Student der Medizin beschäftigte sich Büchner auch intensiv mit Zoologie, Naturgeschichte und vergleichender Anatomie, denn er hatte sich zeit seines Lebens für die Natur interessiert. Und schien auch alles in der Natur zufällig zu sein, so glaubte er doch an ein geheimes Gesetz hinter all dem bunten Treiben, dem er auf die Spur kommen wollte. Es musste doch jenseits aller Religionen einen universalen Zusammenhang aller Dinge geben! Er war der festen Überzeugung, dass keines der Lebewesen nutzlos und zufällig war, gleichgültig, ob der Mensch einen Sinn in deren Leben oder gar einen Nutzen für sich selbst finden konnte oder nicht.

Schon seit seiner Schulzeit hatte Büchner sich mit den naturwissenschaftlichen Schriften Goethes und Alexander von Humboldts beschäftigt, und von dessen Reisebeschreibungen war Büchner tief beeindruckt. Gerade waren weitere Bände davon erschienen und Büchner las darin, so oft seine knapp bemessene Zeit dies eben zuließ. Wie schon Goethe mahnte auch Humboldt die Wissenschaft seiner Zeit, nur der Natur gemäß zu forschen und nicht gegen sie, denn allein dies sei letztendlich im Sinne des Menschen.

Büchner wusste, dass Humboldt recht hatte mit seiner Erkenntnis, dass der Mensch sich schlussendlich selbst schadete, wenn er zu stark in das für ihn undurchschaubare Netzwerk der Natur eingriff, in dem er selbst nur ein Teilchen von vielen war. Büchner mochte sich eine Welt der Zukunft nicht vorstellen, in der die Menschen alles um sie her nur ihrem Nutzen unterwarfen und die Natur schonungslos ausbeuteten. Und schließlich: Wer hatte überhaupt das Recht, in diese natürlichen Abläufe einzugreifen und Teile daraus für menschliche Zwecke zu zerstören, so sinnvoll diese zunächst auch scheinen mochten?

In seinem geliebten »Faust« hieß es:

Geheimnisvoll am lichten Tag,
Lässt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und
mit Schrauben.

Büchner bewunderte an Goethe, dass dieser eine Synthese aus Naturwissenschaft und Dichtkunst in allerhöchster Form erreicht hatte, wie sie bis dato von niemandem sonst erlangt worden war. Goethe wusste, dass der Mensch die Natur in ihrer Komplexität nie gänzlich zu verstehen vermochte. Er konnte ihre Ganzheit lediglich andeutungsweise durch das Studium von Details erfahren. All ihre Teile repräsentierten ein Stück des großen, nie zu begreifenden Ganzen, für das der Mensch den Begriff »Gott« ersonnen hatte.

Der Nachmittag war weit fortgeschritten. Büchner hatte sich in der Natur leidlich erholt. In seinem Notizbuch, das er immer bei sich trug, waren einige weitere Seiten gefüllt

in seiner charaktervollen, mitunter schwer lesbaren Kursivschrift. Gedankensplitter waren es, nicht mehr, die einen überaus genauen Blick für Details verrieten. Gedanken zur Medizin, Anatomie und Zoologie waren darunter, die zumeist um die Frage kreisten, welche Stellung dem Menschen in der Natur zukam und wie die politischen Verhältnisse mit dem menschlichen Wesen und seiner Position in der Gesellschaft zusammenhingen.

Trotz aller Konzentration schweiften Büchners Gedanken immer wieder ab zu Louise Wilhelmine Jaeglé, genannt »Minna«, mit der er sich verloben wollte, noch bevor er wieder nach Deutschland zurückkehren musste, um in Gießen, wie es die hessischen Landesgesetze verlangten, sein Studium abzuschließen. Ihn drängte es nun, in sein Studentenzimmer, vor allem aber zu seiner geliebten Minna zurückzukehren. Er machte, im Gras sitzend, ein paar letzte Eintragungen, klappte dann sein Büchlein zu, stand auf und lenkte seinen Schritt auf jene Stadt zu, die zu seiner neuen Heimat geworden war.



II. Pfarrer Jaeglé und Minna

STRASSBURG, FRÜHJAHR 1833



VOR ETWAS MEHR ALS EINEM JAHR, Ende 1831, war Büchner zum Studium nach Straßburg gekommen, das mit nahezu 60.000 Einwohnern nach damaligen Verhältnissen eine Großstadt war. Man sprach vornehmlich Deutsch, fühlte sich aber eher zum liberaleren Frankreich gehörig. Straßburg war eine international denkende und lebende Universitätsstadt mit etwa sechshundert Studenten. Büchner hatte durch einen dort lebenden Cousin seiner Mutter bei dem entfernt verwandten Pfarrer Johann Jakob Jaeglé ein preiswertes Zimmer gefunden, in dem er nun zwei Jahre bleiben sollte, um Medizin zu studieren.

Jaeglés Tochter Minna war drei Jahre älter als Büchner. Sie führte seit dem Tod ihrer Mutter den Haushalt und war eine gebildete junge Frau, die fließend Deutsch und Französisch sprach. Diese Rolle verlieh ihr ein hohes Maß an Selbstständigkeit und Reife, wenngleich sie sich im Zusammensein mit Büchner und ihrem Vater die gebotene Zurückhaltung auferlegte. Wie es Sitte war, trug sie ihr langes, dunkles Haar streng von einem Mittelscheitel aus zurückgekämmt und am Hinterkopf zu einem Knoten zusammengebunden. Minna war schlank, hatte ein ebenmäßiges

Gesicht mit kleinem Mund und beredten Augen, die freundlich, aber auch ein wenig schelmisch auf ihr Gegenüber blickten. Sie schien immer von einer positiven Ruhe be-seelt, von einer inneren Ausgeglichenheit, die dem oft aufgewühlten Büchner gut tat. Politisch war sie wenig inter-ressiert, aber gerade dadurch wurde sie für Büchner doppelt wichtig.

Er war ständig angespannt, konzentriert. Unentwegt schien er in Gedanken zu formulieren, Gefühle und Beob-achtungen innerlich in Worte fassen zu wollen, um sie sich endgültig ins Bewusstsein zu holen und dort zu fixieren. Sein Geist war wie eine innere Wachstafel, die beständig beschrieben wurde. Nur wenn er in der freien Natur war, wurde er ruhiger, aber selbst dann arbeitete sein Gehirn unaufhörlich, wenngleich an positiv aufgeladenen Inhalten.

Schon wenige Monate nach seiner Ankunft in Straßburg war Büchner plötzlich krank geworden. Eine anfängliche Unpässlichkeit hatte sich bald als eine Form von Hirnhaut-entzündung erwiesen und Minna hatte ihn aufopferungsvoll umsorgt. Dadurch waren sich die beiden nähergekommen, ja es hatte sich ein Liebesverhältnis entwickelt, von dem jedoch zunächst weder Minnas Vater noch Büchners Familie etwas erfahren sollten. Minna wurde schon bald zu Büch-ners geheimem Mittelpunkt, um den seine Gedanken und Gefühle kreisten. Sie vermittelte ihm, der sich immer mehr politischen Fragen und Problemen der sozialen Gerechtig-keit widmete, die Ruhe, derer er dringend bedurfte.

Als Büchner nun in seinem Straßburger Quartier in der Rue St. Guillaume Nr. 66 ankam, empfing ihn Minna mit einem freundlichen Lächeln, das ihr geheimes Einverneh-men verriet.

Kurze Zeit später traf Büchner, von seinem winzigen Stu-dentenzimmer im obersten Stockwerk kommend, auf den Hausherrn, den Pfarrer und Gelegenheitsdichter Johann Jakob Jaeglé. Ehrerbietig trat er beiseite und begrüßte ihn mit den Worten: »Guten Abend, Monsieur Jaeglé, hatten Sie einen angenehmen Tag?«

Pfarrer Jaeglé war ein freundlicher älterer Herr Ende der Sechziger, dem man ansah, dass er gerne ein wenig mehr aß, als seiner Gesundheit zuträglich war. Die dicken Wangen ließen sein Gesicht in Verbindung mit dem ausgeprägten Doppelkinn nahezu kreisrund erscheinen. Sein gemütvoll-es, ja bieder-es Äußeres täuschte all jene, die ihn nur unzurei-chend kannten, über seinen stets wachen, aufgeklärten Ver-stand hinweg. Jaeglé war welterfahren, hochgebildet und ein Kenner und Verehrer sowohl der Aufklärer des 18. Jahrhun-derts als auch der Parallelepochen des Sturm und Drang und der Empfindsamkeit. Allerdings blieb ihm deren Kult um Innerlichkeit und religiöse Schwärmerei fremd. Ihm war eher ein gelebtes Christentum in der Einigkeit aller Men-schen wichtig. So verwundert es nicht, dass Büchner in ihm einen Verwandten im Geiste erblickte, obwohl Jaeglé als Geistlicher selbstverständlich nicht Büchners Radikalität an den Tag legte. Gleichwohl zeigte er sich immer offen für Gespräche. So erzählte Büchner denn auch beim Abendes-sen von seiner Lektüre über die Hinrichtung des arbeits-losen Friseurs.

»Ich fand es schauderhaft zu lesen, dass 5000 Menschen ein Schauspiel genossen, bei dem ein Mann auf grausame Weise zu Tode kommt. Und mehr noch: Ich glaube, dass der Wunsch vordringlich ist, hierbei die Macht des Staates und der Institutionen zu demonstrieren und den dummen

Tölpel, das Volk, zu unterhalten und gleichzeitig zu erschrecken.«

»Das mag wohl sein«, entgegnete Jaeglé, »je anfälliger eine Staatsform ist, desto notwendiger müssen die Regierenden Stärke zeigen. Besonders deutlich haben Sie das ja an den Ereignissen um die Französische Revolution gesehen, die Sie so eingehend verfolgt und über die Sie so vieles, auch aus meinen Buchbeständen, gelesen haben. Robespierre war im Grunde schwach; deshalb musste er die Guillotine so oft ihr Werk verrichten lassen. Er war wie viele Tyrannen unserer Weltgeschichte eher klein gewachsen und schmal. Daher musste er auf andere Art seine Stärke beweisen.«

Büchner dachte kurz über diese Worte nach: »Das hieße doch aber, dass eine Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse umso eher möglich ist, je strenger die Herrschenden über ihr Volk regieren, weil dies die Morbidität der Staatsform zeigt. Indessen, denke ich, muss noch anderes hinzukommen, wenn die Umstände sich verändern sollen. Der Alltag der Menschen, ihr tägliches Muss, dem sie sich ihr Leben lang willenlos gefügt haben, macht sie abgestumpft gegenüber jedweder Einsicht, dass sie aus eigener Kraft ein besseres Leben erzielen könnten. Erst wenn ihre Lebensumstände ganz und gar unerträglich werden oder man sie gar ihrer Lebensgrundlagen beraubt, beginnen sie sich auf ihre Kraft als Gemeinschaft zu besinnen. Und das auch erst, wenn ihnen von außen diese Möglichkeiten aufgezeigt werden.«

»Dem ist so!«, stimmte Jaeglé zu und nahm einen guten Schluck aus seinem Glas Bier. »Aber wer sollte dies tun? Jenen, die dazu in der Lage wären, die Unterdrückung der Mehrheit zu durchschauen, geht es so gut, dass sie keinerlei

Interesse haben, den Unterdrückten die Augen zu öffnen. Ganz abgesehen davon, dass sie damit ein großes Risiko eingehen.«

Büchner blickte schweigend vor sich hin und fühlte, dass Jaeglé ihn prüfend anschaute. Dann sagte er: »Ist es indessen nicht die Aufgabe eines jeden, der die Situation durchschaut, Menschen welcher Herkunft und welchen Standes auch immer ein angenehmeres Leben zu ermöglichen? Ist es nicht die Aufgabe eines jeden von uns, mit seinem Leben und seinem Handeln die Welt ein klein wenig besser zu machen?«

Jaeglé nickte und lächelte Büchner an, für den er eine fast väterliche Zuneigung gefasst hatte.

In diesem Moment kam Minna in den Raum und brachte eine dampfende Schüssel mit Kartoffeln und Fleisch. Sie vermied es, Büchner einen besonders langen Blick zuzuwerfen, sondern band ihre Schürze los und setzte sich zu den beiden an den Tisch. Jaeglé sprach ein kurzes Dankesgebet und sie aßen wortlos und in Gedanken versunken zu Abend.

Minna unterließ es, im Beisein ihres Vaters, so gut es eben ging, Büchner direkt anzusprechen. Das höfliche »Sie« wollte ihr ihm gegenüber nicht von den Lippen, nachdem sie doch heimlich verlobt und schon längst beim »Du« waren. Zwar war es nicht unüblich, dass selbst Ehepaare sich noch mit »Sie« ansprachen, aber sie hätte es lächerlich gefunden, »Nehmen Sie doch noch ein paar Kartoffeln, Georg!« oder Ähnliches zu sagen. Büchner ging es ebenso, wie ihr ein kurzer Seitenblick verriet. Der Vater hingegen hatte sich völlig seinem Mahl hingegeben und so dauerte es eine Weile, bis dieses beendet war und Minna den Tisch abgetragen hatte.

Büchner nahm das Gespräch wieder auf: »Wie denken Sie über die Todesstrafe, Monsieur Jaeglé? ›Auge um Auge, Zahn um Zahn‹, so heißt es doch bei Mose.«

»Freilich, aber das ist metaphorisch zu verstehen. Jesus hat genau dieses Bibelwort bekanntlich in seiner Bergpredigt revidiert und ins Gegenteil verkehrt. Er lehrt den Frieden, nicht die Rache. Diese, so Jesus, muss der Mensch Gottes Gerechtigkeit überlassen. Hierin sehen Sie übrigens auch einen Grund, warum zahlreiche Geistliche jedwede Regierung unterstützen, jedenfalls solche, die ihnen keinen Schaden zufügt.«

»Heißt das dann aber nicht, dass auf jede Bestrafung eines Verbrechens verzichtet werden müsste?«, fragte Büchner nach.

»Keineswegs! Die menschlichen Gesetze gelten selbstverständlich und sind unabdingbar für ein friedliches Zusammenleben der Menschen im Sinne des göttlichen Willens. Nur muss man es eben anders fassen als durch unsere ›Peinliche Halsgerichtsordnung‹. Wie Sie wissen, Georg, ist diese von 1532, erlassen von Kaiser Karl V. und mithin etwas über dreihundert Jahre alt. Und der einzige Grund, weshalb sie noch immer in vielen Teilen Europas gilt, liegt darin, dass sie trefflich dazu taugt, die Macht der Regierenden zu festigen. Und Gewaltherrscher waren immer schon gut beraten, die Geistlichkeit durch Vorzüge verschiedenster Art auf ihre Seite zu bringen. Die Kirche hat sich stets jenen verpflichtet, die sie an ihrer Macht beteiligten. Kirchliche Moral gilt ihr wichtiger als soziale. Ich halte die ›Carolina‹ indessen für vollkommen überaltert und auf unser Zeitalter der Aufklärung nicht mehr übertragbar. – Sagt Ihnen der Name Beccaria etwas? Cesare Beccaria?«

Büchner musste verneinen und Jaeglé fuhr fort: »Beccaria verfasste in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine viel diskutierte Abhandlung mit dem Titel ›Dei delitti e delle pene‹ – Über Verbrechen und Strafen. Bezeichnenderweise wurde das Werk, ein schmales Bändchen von etwas über einhundert Seiten, zunächst anonym veröffentlicht. Der Verfasser war gerade einmal 25 Jahre alt und gehörte dem niederen Adel an. Er war schon in seinen jungen Jahren Doktor der Rechtswissenschaften, hatte sich durch eine Mesalliance aber mit seiner Familie überworfen und war zeitweise vom Vater selbst verhaftet bzw. verbannt worden. Letztendlich setzte Beccaria sich jedoch durch, und sein Mädchen fand Akzeptanz bei seinen Eltern. Kurz darauf begann er an seinem revolutionären Werk zu schreiben.«

Wieder nahm Jaeglé einen tiefen Schluck und bedeutete Minna, ihm noch ein weiteres Glas Bier zu bringen. Büchner blieb bei seinem Wasser, denn er hasste es, nicht mehr ganz Herr seiner Sinne zu sein, und Alkohol benebelte ihn umgehend. Aufmerksam hatte er die Bemerkungen Jaeglés zur Biografie Beccarias verfolgt, und es schien ihm gar nicht so abwegig, dass ihn ein vergleichbares Los treffen könnte, wenn er dem Vater von seiner heimlichen Verlobung mit Minna berichten würde.

»Erzählen Sie!«, bat er Jaeglé. »Ich bin begierig zu hören, wie ein Entwurf aussehen mag, mit dem ein Adliger unser Rechtssystem reformieren zu können glaubt.«

»Tun Sie ihm nicht unrecht, junger Freund, Beccaria meinte es sehr ernst. Und der wichtigste Punkt seines Entwurfs sieht eben vor, die Todesstrafe fast ausnahmslos abzuschaffen. Es geht ihm nämlich zunächst nicht darum zu bestrafen, sondern den Verbrechen vorzubeugen. Dazu

bedürfe es klarer und einfacher Gesetze, die niemanden, auch keinen gesellschaftlichen Stand, begünstigen. Das allein ist schon revolutionär, denn es bedeutet im letzten Ende, dass vor dem Gesetz alle Menschen gleich sind. Beccaria vertritt darüber hinaus die Ansicht, dass die bösen menschlichen Eigenschaften wie Grausamkeit, Missgunst und so weiter durch Knechtschaft befördert werden.«

»Das bedeutet doch aber, dass er als Adliger den Absolutismus abschaffen will, denn Freiheit gibt es nur in einer Republik freier Bürger«, rief Büchner aus.

»Genau das«, antwortete Jaeglé, »und Beccaria geht noch weiter. Er fordert, dass der Strafvollzug grundlegend verändert werden müsse. Der Strafprozess selbst, so sagt er, müsse öffentlich und für jeden transparent sein, die Urteilsvollstreckung hingegen im Verborgenen. Es versteht sich von selbst, dass damit der Todesstrafe und der Folter die Basis genommen wird. Überdies, so meint er, hält die Androhung der Todesstrafe niemanden davon ab, aus der Not oder dem Moment heraus Verbrechen zu begehen. Aber sie entreißt der Gesellschaft ein Mitglied, das dieser dienlich sein könnte, indem es etwa zur Strafe lebenslang ohne Entlohnung für die anderen Menschen arbeitet.«

»Der Utilitarismus wird zum trojanischen Pferd der Aufklärung!«, staunte Büchner.

»Eben darin zeigen sich Beccarias Klugheit, Umsicht und Menschenkenntnis«, stimmte Jaeglé zu. »Die Großen müssen und können nur durch das Argument des wirtschaftlichen Nutzens davon überzeugt werden, humane Gesetze zu erlassen und dem Volk Freiheiten zu gewähren. Kurzum: Dieser Beccaria revolutionierte das Strafrecht und läutete den Niedergang der ›Carolina‹ in zahlreichen Staaten ein.

Auch Herzog Carl August von Weimar soll stark von ihm beeinflusst worden sein.«

Mittlerweile hatte Minna den Abwasch und die sonstigen Hausarbeiten erledigt. Sie nahm etwas abseits der beiden Männer Platz und griff zu ihrem Stickrahmen, wie sich das für eine junge Frau geziemte. Dabei setzte sie sich so, dass sie ihrem Vater halb den Rücken zuwandte, damit dieser nicht sehen konnte, wenn sie Büchner freundliche oder gar liebevolle Blicke zuwarf.

»War das nicht eher mein verehrter Geheimrat Goethe?«, wandte Büchner ein, nachdem er lange – vermutlich etwas zu lange – Minna angesehen hatte.

»Hier muss ich Sie leider enttäuschen, so sehr auch ich Goethe als einen der Größten, wenn nicht gar den Größten überhaupt verehere. Aber gerade dieser Geheimrat Goethe hat als Mitglied des Beratungsgremiums des Herzogs von Weimar dafür gestimmt, die 24-jährige Dienstmagd Johanna Catharina Höhn wegen der Tötung ihres neugeborenen Kindes hinzurichten. Im November 1783 wurde das Todesurteil in Weimar vollstreckt – gegen den Willen des Herzogs! Goethes Votum gab den Ausschlag, nachdem sich gleich viele Stimmen dafür und dagegen ausgesprochen hatten. Die junge Frau erhielt lediglich die Vergünstigung, dass man sie köpfte und nicht etwa, wie sonst oft gehandhabt, pfälzte oder säckte.«

Minna schaute bei diesen Worten entsetzt auf: »Und warum hat sie ihr eigenes Kind getötet?«

Ihr Vater blickte sie verwundert an: »Nun, sie war sicherlich in einer sozialen und psychischen Notlage. Wie du weißt, werden Frauen niederen Standes mit unehelichem Kind geächtet und wissen nicht mehr aus noch ein. Interessanter-

weise hatte Herzog Carl August zwei Jahre vor der Hinrichtung von Johanna Catharina Höhn schon einmal den Versuch unternommen, die Todesstrafe für Kindsmörderinnen abzuschaffen und überhaupt die ›Carolina‹ durch eine modernere Strafgerichtsordnung zu ersetzen.«

»Dann ist also die Gretchen-Tragödie nichts als Literatur geblieben«, seufzte Büchner. »Und Goethe schaut ebenso wenig auf die soziale Wirklichkeit wie Schiller.«

Schneller, als man dies bei seiner Leibesfülle erwartet hätte, sprang Jaeglé auf, deutete an, in seiner Bibliothek etwas holen zu wollen, und eilte aus dem Zimmer. Sofort erhob sich Minna, umarmte Büchner, küsste ihn heftig und schaute nur hin und wieder auf, um zu hören, ob der Vater zurückkam. Dann kehrte sie schnell zu ihrem Platz zurück, nur ihr leicht gerötetes Gesicht verriet, dass sie in der Zwischenzeit nicht mit Stickarbeiten beschäftigt gewesen war.

Jaeglé hatte ein Buch geholt und verkündete: »Hier, lieber junger Freund, Schillers ›Verbrecher aus Infamie‹. Darf ich Ihnen aus dem Vorwort Schillers vorlesen?« Ohne eine Antwort Büchners abzuwarten, begann er mit klarer Stimme:

»An den Gedanken des Verbrechers liegt uns unendlich mehr als an seinen Taten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken als an den Folgen jener Taten. Der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmen, und in diesen beiden findet er sie gewiss. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu

sehen, Weisheit und Torheit, Laster und Tugend in einer Wiege beisammen zu finden. Wenn ich auch keinen der Vorteile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeinlich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallne herunterblickt; weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger stattfindet, kein angestecktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Bande gerettet wird.«

Und leise fügte er hinzu: »Sehen Sie, Georg, hier sehe ich meine Aufgabe als Geistlicher. Die Sünde steckt in uns allen. Und wir haben zu fragen, weshalb sie bei einigen nach außen dringt und zu Handlungen wird, bei anderen hingegen vielleicht ein Leben lang unentdeckt im Innern schlummert.«

Büchner war tief in Gedanken versunken und Minna spürte, wie sehr ihn diese Worte aufgewühlt hatten. Schließlich sagte er langsam: »Ich hätte nicht gedacht, dass Schiller so etwas schreiben könnte. Die Ursache des Verbrechens in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen zu suchen, welche sie von außen bestimmen, ist ein ungeheuerlicher Gedanke, und ich fühle, dass ich dieses einmal dramatisch verarbeiten werde. Aber sagen Sie, Monsieur Jaeglé, liegen nicht die Gründe für ein Verbrechen zuvörderst in den äußeren Umständen, die ein Mensch zu erdulden das Unglück hat?«

»Vor einigen Jahren zitierte ich in einer Predigt den Aufklärer Georg Christoph Lichtenberg, der besonders durch seine geistreichen Aphorismen (und leider auch durch

seinen wenig sittenhaften Lebensstil) zu einiger Bekanntheit gekommen ist. Lichtenberg schrieb in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts schon den bemerkenswerten Satz: »Wenn du die Geschichte eines großen Verbrechers liesest, so danke immer, ehe du ihn verdammst, dem gütigen Himmel, der dich mit deinem ehrlichen Gesicht nicht an den Anfang einer solchen Reihe von Umständen gestellt hat.« Es gab einige Unruhe in der Gemeinde, weshalb ich diesen Satz auch nie vergessen werde. Die Menschen warfen mir vor, Verbrecher verteidigen zu wollen, indem ich ihre Schuld auf alle Bürger abwälze.«

»Ich verstehe«, sagte Büchner, »vermutlich wollten Sie lediglich ein Zeichen gegen Selbstzufriedenheit, Vorurteil und falschen Stolz setzen und für Verständnis oder gar Mitleid werben für jene, die das Schicksal aus der geraden Bahn geworfen hat. Umso wichtiger wäre es, die gesellschaftlichen Verhältnisse dergestalt zu verändern, dass mehr Gleichheit zwischen den Menschen geschaffen würde. Doch ich weiß wohl, dass jener, der Gleichheit zu schaffen versuchte, der Natur Gewalt antun müsste.«

Minna hatte ihre Handarbeit zur Seite gelegt und das Gespräch mit großem Interesse verfolgt. Jetzt sagte sie: »Ich glaube, dass die ganze Natur, zu der auch der Mensch gehört, von unserem Schöpfer mit mannigfachen Unterschieden ausgestattet ist. Und so lange der Fuchs die Maus frisst und die Spinne ihr Netz baut, um darin Fliegen zu fangen, so lange wird es auch böse und gute, reiche und arme Menschen geben.«

»Aber nicht jeder, der gegen geltende Gesetze verstößt oder gegen willkürlich erlassene Vorschriften, ist böse!«, entgegnete Büchner.

Minna stimmte dem sofort zu, meinte aber: »Um zu zeigen, was böse ist, gab Gott uns die zehn Gebote.«

Büchner sah sich in der schwierigen Situation, Minna widersprechen zu wollen, ohne sie persönlich anzugreifen und ohne sie direkt anzusprechen zu müssen: »Ich denke nur an die armen Menschen, von denen man mittlerweile täglich liest, die sich des Diebstahls schuldig gemacht haben. Freilich sagt das Gebot: »Du sollst nicht stehlen«. Was aber, wenn ein verzweifelter Familienvater kein Brot mehr für seine Kinder hat, während die Früchte an den Obstbäumen seines reichen Nachbarn verfaulen und dieser täglich sein trockenes Brot an die Hühner verfüttert? Es ist keine Kunst, ein ehrlicher Mann zu sein, wenn man täglich Suppe, Gemüse und Fleisch zu essen hat. Und mehr noch: Bestehen nicht die adligen Herren tagtäglich ihr Volk, indem sie es Abgaben bezahlen lassen und ihm vorenthalten, was eigentlich ihm gehört?«

Minna nickte und auch Jaeglé musste zustimmen: »Sie haben recht, mein Freund. Aber wir müssen abwägen, ob eine Änderung der gegebenen Verhältnisse die zahlreichen Toten rechtfertigen würde, die ein gewaltsamer Aufstand mit sich brächte.«

Büchner hob resignierend die Hand und seufzte. Er hätte viel darauf zu sagen gewusst, doch er schwieg und zog sich schon bald darauf grüßend und Minna heimlich zunickend in sein Zimmer zurück.

Lange noch schaute er aus dem Fenster hinunter auf das unter ihm liegende nächtliche Straßburg mit seinem Münster, dessen Silhouette in der Ferne undeutlich gegen den sternenbedeckten Nachthimmel erkennbar war. Die Stadt war zur Ruhe gegangen, nurmehr einige taumelnde

Studenten und die Nachtwächter waren unterwegs. Ab und an hörte man einen Hund bellen. Große und kleine Fledermäuse flatterten als graue Schatten geräuschlos um die Häuser und fraßen sich satt an den zahllosen Nachtfaltern, die unsichtbar die Luft bevölkerten. Büchner wusste, dass Fledermäuse während des Fluges eigentlich sehr laut schrien, was der Mensch nur nicht hören konnte. Wie vieles einem doch verborgen blieb! Irgendwo hier, so ging es Büchner durch den Kopf, geschah im Schutze der Nacht inmitten der schlafenden Stadt sicher gerade ein Verbrechen: vielleicht ein Diebstahl, vielleicht gar eine Gewalttat?

Was war das, was im Menschen log, mordete und stahl? Wie viel von alledem steckte auch in ihm? Gab es angesichts dieser Überlegungen überhaupt etwas wie Schuld? Freilich musste es sie geben, sonst herrschte Anarchie. Doch worin bestand sie? Machte sich schon jener schuldig, der nichts gegen das allgemeine Elend tat, weil er nur wenig tun konnte? – Er verspürte Lust, all diesen Fragen einmal in einem Drama nachzugehen, sobald es seine Zeit zulassen würde. Vordringlich war zunächst aber einmal anderes: Was würde er tun? Wie sollte seine nahe Zukunft aussehen? Was waren seine wichtigsten Aufgaben? Und vor allem: Wie ging es mit Minna weiter? Immer wieder vergegenwärtigte er sich den Anblick der stickenden Minna, wie sie liebevoll-verstohlen zu ihm herübergeblickt hatte.

Büchners Kopfschmerzen waren zurückgekommen und er wusste, dass er nicht würde schlafen können. Wie er so grübelnd wach lag, hörte er in den Balken seines Zimmers ein leises, hohles Schnalzen. Es wiederholte sich in unregelmäßigen Abständen und klang, als ob Wassertropfen in einen zum Teil gefüllten metallenen Trog fielen. In der Stille

der Nacht war es ihm, als ob immer wieder ein Stückchen Zeit aus der Ewigkeit herausbräche und ihn an seine Endlichkeit erinnerte. Er kannte das Geräusch. Es war nur eine Totenuhr, ein kleiner, harmloser Käfer, der Gänge in altes Holz grub und dabei dieses klopfende Geräusch erzeugte. Im Volk sah man in dem Klopfen ein Zeichen des nahenden Todes, der sich durch das Ticken seiner Uhr ankündigte. Ihm machte das Geräusch keine Furcht, obwohl er überzeugt war, dass er nicht lange leben würde. Seine ständigen Kopfschmerzen, seine dauernde Anspannung würden ihn vor der Zeit altern lassen. Er glich einer Kerze, die an beiden Enden angezündet war und Funken sprühend wie eine Lunte abbrannte.

Und Büchner wusste das.





Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-87800-153-9

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Südverlag GmbH, Konstanz 2021

Lektorat: Annette Güthner

Umschlag, Layout, Satz: nalbach typografik, Silke Nalbach, Mannheim

Umschlagabbildung: akg-images (Georg Büchner: AKG122164 / Zürich: AKG1133546)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Ulm und Leck

Südverlag GmbH

Schützenstr. 24, 78462 Konstanz

Tel. 07531/90530, Fax: 07531/905398

www.suedverlag.de

*»Große Hoffnungen ruhten auf ihm,
und so reich war er mit Gaben ausgestattet,
dass er selbst die kühnsten Erwartungen
übertroffen haben würde.«*



Rastlos ist er und unermüdlich, ein genialer Geist mit unstillbarer Wissbegier: Georg Büchner (1813–1837). Für politische Freiheiten und gegen Unterdrückung macht sich der junge Visionär stark. Er brennt für die Medizin, die Philosophie und bringt nicht zuletzt literarische Werke zu Papier, die ihn als Dichter unsterblich machen werden. Wie seine Figuren Woyzeck, Danton und Lenz ist Büchner ein Getriebener, ein Verfolgter – und ein Liebender: Die kluge, anmutige Minna gibt ihm Kraft, ein Leben mit ihr erscheint ihm als Erfüllung seiner Träume. Doch im Februar 1837 erkrankt er schwer ...

